

## Editorial

Die Zunahme der Lebenserwartung, die in den westlichen Industrieländern seit längerem zu beobachten ist, und der gleichzeitige Geburtenrückgang haben zu intensiven Diskussionen über das Alter(n) geführt. Schon seit einigen Jahren erhitzen sich politische und mediale Debatten an einer Schreckensvision „überalterter“ oder „alternder“ Bevölkerungsstrukturen und zeichnen pauschal Bilder einer „Altersgesellschaft“, die den „Generationenvertrag“ aufkündige. Im Verein damit behaupten neue sozialpolitische Diskurse die Nichtmehrfinanzierbarkeit der Pensionssysteme sowie der medizinischen Kosten und der Pflege der vielen Alten, was in einer Zeit, da der Wohlfahrtsstaat zunehmend abgebaut wird, von besonderer Brisanz ist: Alter wird so zum gesellschaftlichen und politischen Negativum erklärt, erscheint vor allem als Problem und in seiner Absicherung drastischer Reformen bedürftig – während es umgekehrt immer mehr ältere oder alte Menschen bei immer besserer Gesundheit gibt.

Als Gegenpol prägen – nicht zuletzt formuliert von Wirtschaft und Werbung – Schlagworte vom „Better Ageing“ die Debatten. Auch in Feuilletons, Ratgeberliteratur und Einrichtungen der Erwachsenenbildung wird dazu aufgefordert, neue Definitionen „des Lebensabends“, der „späten Jahre“, des „Dritten“ oder gar „Vierten Alters“, und damit einhergehend neue Kulturen des Alter(n)s zu entwickeln. Dabei werden altersfreundliche Wohnformen und Dienstleistungen ebenso angedacht wie – in Fortführung von Erwerbsarbeit über das Pensionsalter hinaus – altersgerechte Arbeit für Seniorinnen und Senioren, um die Potentiale des späten Lebensalters zu nützen, seine ausgemachten „Stärken“ und seine „Vitalisierung“ zu optimieren und „selbstbewusstes Altern“ zu ermöglichen. Auch ein breiter werdender Lebenshilfe-Seminarmarkt vermittelt mittlerweile Strategien eines „Successful Ageing“, mit Konzepten, die den gegenwärtigen Strukturwandel der Bevölkerung auch als Chance sehen. Selbst von einer notwendigen Alters- und Altenrevolution ist die Rede; als Impulsgeberin dafür wird die Generation derjenigen gesehen, die Ende der 1940er bis Mitte der 1960er Jahre geboren wurden: Sie hätten durch Bewegungen wie Feminismus und Umweltschutz gezeigt, wie gesellschaftliche Lernprozesse funktionieren und in Gang gesetzt werden können. Jetzt gehe es – nicht nur für die genannte Generation selbst, sondern auch für heute junge Frauen und Männer – darum, in einer Art „gesellschaftlicher Verschwörung“<sup>1</sup> neue Werte und Prioritäten zu entwickeln, damit sie als demnächst oder zukünftig Ältere ihre Identität und Würde bewahren können.<sup>2</sup>

Die wissenschaftlichen Debatten zu all diesen Phänomenen wurden zunächst von Disziplinen der Natur-, Human- und Sozialwissenschaften getragen. Dies geschah im Rahmen der von Beginn an inter- und multidisziplinär ausgerichteten Gerontologie ebenso wie in Form von fächerspezifischen Einzelstudien, die häufig mit Zukunftsprognosen verbunden waren – vor allem seitens der Soziologie, der medizinischen und biologischen Fächer und der Demographie. In deren Diskurs mischen sich, nach der Sozialgeschichte der 1980er und 1990er-Jahre, erst neuerdings auch stärker die Kulturwissenschaften ein, und noch jüngeren Datums – wenigstens im deutschsprachigen Raum – ist die damit verbundene Partizipation der Gender Studies. Sie zeigt sich aktuell in einer ersten Konjunktur einschlägiger Tagungen und Projekte, die vereinzelt schon Publikationen vorlegen; das Forschungsfeld ist damit eröffnet und angesichts der vielfach konstatierten „Feminisierung des Alters“ voller grundlegender Erkenntnismöglichkeiten. Nicht zuletzt um das aufzuzeigen und voran zu treiben, wurde das vorliegende Heft von „L’Homme. Z. F. G.“ konzipiert und erarbeitet.

Seit Alter zunehmend zu einer Kategorie der kultur- und geschlechterwissenschaftlichen Forschung wird und der bislang dominante medizinisch-biologische Blick aufbricht, richtet sich die Aufmerksamkeit auf neue Fragen: (Wie) Wird Alter, und im Kontrast dazu Jugend, gesellschaftlich hergestellt, und inwiefern verwischt sich im Zuge solcher Definitionsprozesse eine tatsächliche Variabilität oder Vielfalt beider Lebensphasen? Auf welche Weise funktionieren die Attribute alt/jung für die Markierung gesellschaftlicher Differenz, und wie sind sie mit anderen Differenzkategorien wie Geschlecht, ethnische Zugehörigkeit, Status oder Klasse verknüpft? Wie verändern sich angesichts des raschen Wandels der Bevölkerungsstruktur sowie der verlängerten Lebenserwartung die subjektiven Definitionen und Erfahrungen von Alter/Altsein – bei Frauen wie Männern, die gleichermaßen und doch sehr unterschiedlich damit konfrontiert sind, dass sie sich von den hegemonialen Männlichkeits- und Weiblichkeitsbildern zunehmend entfernen, je älter sie werden?

Gefragt werden sollte außerdem sehr dezidiert, was in dieser Neubestimmung des Verhältnisses zwischen Alter als sozialer/kultureller Konstruktion und einem biologisch-körperlichen Alterungsprozess der Blick zurück in die Geschichte, und hier vor allem

---

1 Petra Menke, Den Wert des Altwerdens entdecken. Interview mit Dr. Frank Schirmmacher, FAZ-Herausgeber und Erfolgsautor, unter: <<http://www.frankfurt-main.ihk.de/presse/ihk-wirtschaftsforum/2004/0409/altwerden/index.html>>; Zugriff: 20. 9. 2005.

2 Vgl. zu all dem insbesondere die Debatte um das Buch von Frank Schirmmacher, Das Methusalem-Komplott. Die Menschheit altert in unvorstellbarem Ausmaß. Wir müssen das Problem unseres eigenen Alterns lösen, um das Problem der Welt zu lösen, München 2004 sowie einige 2005 erschienene Beiträge in der Wochenzeitung „Die Zeit“, aus denen hier ebenfalls oben in Anführungszeichen gesetzte Begriffe übernommen wurden: Das Leben hat uns. Die späteren Jahre. Susanne Simon trifft James Hillman, 28. 6. 2005; Ein neuer Job für Methusalem. Demographie-Forscher James Vaupel drängt im Interview auf drastische Reformen, 5. 5. 2005; Paul B. Baltes, Oma muss ran, 19. 5. 2005.

die Frauen- und Geschlechtergeschichte, zu leisten vermag. Was ist Alter historisch gesehen überhaupt, welcher ‚Turning Point‘, welche konkreten Merkmale über die Anzahl erreichter Lebensjahre hinaus, machten eine Frau oder einen Mann zu einem alten Menschen? Lassen sich hier in einer historischen Langzeitperspektive und im gesellschaftlichen Vergleich Gemeinsamkeiten auffinden, oder überwogen Differenz und Vielfalt von Alterskonzeptionen? Und wie gestalteten sich in bestimmten historischen Kontexten jene „zwei parallel verlaufende[n] Fluchtlinien“ des Altersdiskurses, die oben für die Gegenwart angesprochen wurden, im Prinzip aber bis in die Antike zurückreichen: als „negativistisch-pessimistische[n] Reflexionstradition“ einerseits und eine stets auch gegebene „sonnigere Seite“ des philosophischen Sprechens über Alter andererseits.<sup>3</sup>

Schon jetzt zeichnet sich ab, dass das Einbringen einer historischen Tiefendimension das kulturwissenschaftliche Paradigma stärkt und eine naturalistische Sicht von Alter als vorwiegend biologisch geprägte *conditio humana* konterkariert. Auch die in diesem Heft vorgelegten Studien belegen, dass Alter, wie Angela Groppi schreibt, eine inhomogene Kategorie darstellt, da es vor der Einführung der modernen Pensionssysteme über viele Jahrhunderte hindurch vor allem funktional definiert wurde. Der traditionellen chronologischen Unbestimmtheit des Altseins entsprachen unterschiedliche Auffassungen von Alter, die sich „von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Epoche zu Epoche“ änderten. Alter bezeichnet somit immer auch ein kulturelles und soziales Konstrukt – und zwar in der Tat von der Antike bis heute, was in der Gesamtschau dieses Heftes sehr deutlich wird. Seine Hauptbeiträge, die sich insbesondere mit gesellschaftlichen Bildern, Denkfiguren und Diskursen auseinandersetzen, die unseren Umgang mit dem Alter bis heute prägen, sind besonders breit gestreut. Sie behandeln gleich drei Epochen – die Antike, die Frühe Neuzeit und das 20. Jahrhundert – und führen in verschiedene europäische Räume.

Zunächst zeigt Beate Wagner-Hasel, dass allein der Versuch, eine allgemeine chronologische Definition für das Alter zu finden, bereits für die Antike scheitert. „Altersbezeichnungen drücken kulturelle Muster und Werthaltungen aus, sie markieren nicht biologisch definierte Lebensabschnitte“, resümiert Wagner-Hasel daher in Ablehnung eines gängigen Verständnisses von Alter als anthropologischer Grundkonstante und unternimmt in ihrem Beitrag kritische „Überlegungen zum Altersdiskurs in der Antike“ am Beispiel der Zusammenhänge von „Alter, Wissen und Geschlecht“. Dabei geht sie vom Typus der Altersklage gegen angeblich liebeslüsterne Greise und Greisinnen aus, die sich von der frühgriechischen Lyrik über die gesamte antike Literatur bis hin zu den römischen Elegikern verbreitete und von der Antikenforschung oft als Beleg für eine gesellschaftliche Marginalisierung der Alten herangezogen wurde. Besonders negativ wertete man in diesem wissenschaftlichen Interpretationszusammenhang die Situation

3 Eva Birkenstock, Altern – Dialektik eine Themas zwischen Antike und Moderne, in: Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie, 11, 21 (2000), 43–64, 43.

der alten Frauen. Wagner-Hasel hält dem entgegen, dass solche Altersklagen keinen unmittelbaren Einblick in die Lebenswirklichkeit antiker Menschen darstellen, sondern vielmehr – literarisch geformte – gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen vermitteln und somit als Allegorien der politischen und sozialen Ordnung zu lesen sind. Möglicherweise bildete im antiken Rom die Vielzahl von Ehen mit einer großen Altersdifferenz zwischen den Ehepartnern, die im Todesfall zu Erbkonflikten mit den direkten Nachkommen führen konnte, den Erfahrungshintergrund für den kritischen Spott gegenüber den Alten. Eine solche Interpretation der Altersklagen zeigt Wagner-Hasel in der Folge zunächst anhand einer faszinierenden Auswahl von Quellenzitaten, um dann am Beispiel zweier – von vielen antiken Schriftstellern bearbeiteter – mythologischer Figuren des Alterns, nämlich von Tithonos und Sybille, eine Lesart des antiken Altersdiskurses vorzuschlagen, die vor allem der Bedeutung alter Männer und Frauen für die (lange nur orale) Tradierung von Wissen nachgeht.

Auch Angela Groppi schreibt, wie erwähnt, in ihrem Beitrag dezidiert gegen ein naturalistisches Verständnis von Alter an. Sie betont, dass es im vormodernen Europa über Jahrhunderte eine Sicht von Alter gegeben habe, die nicht chronologisch bestimmt war, sondern durch die „Unfähigkeit des Individuums, sich aus eigener Kraft zu erhalten und von ihm erwartete Aufgaben und Leistungen zu erbringen“. Im ausgehenden 16. Jahrhundert begannen sich alte Menschen zwar von der Masse der Armen abzuheben und mit spezifischen Forderungen „als Protagonisten einen Platz auf der Bühne der sozialen Intervention“ zu erobern; um die angestrebte Unterstützung zu erhalten, ließ sich jedoch weniger hohes Lebensalter an sich, sondern vielmehr Hilflosigkeit auf Grund des Alters ins Treffen führen. Erst mit den Pensionsgesetzen, die mancherorts in Europa vor allem im militärischen Bereich schon im 18. Jahrhundert Konturen annahmen, verbreiteten sich allmählich einheitliche Parameter für eine Vermessung von Alter nach Lebensjahren, und damit für die Herausbildung einer Altersgruppe, die sich nach Lebensstil und Ansprüchen deutlich unterscheidet. Dennoch blieb bis heute die signifikante Trennung zwischen *Green Old Age* und Greisentum aufrecht, was letztlich weiterhin eine funktionelle Sicht des Alters darstellt. Im Kontext solcher Aspekte einer langen Dauer bilden das eigentliche Erkenntnisfeld des Beitrags der italienischen Historikerin ihre Überlegungen zum Thema „Wohlfahrt vor dem Wohlfahrtsstaat“, die sie ausgehend von einer umfassenden Studie zur Altersfürsorge und Praxis der Solidarität zwischen den Generationen im päpstlichen Rom vom 16. bis zum 19. Jahrhundert anstellt. Groppis Interesse gilt dabei vor allem der Dialektik zwischen familiärer und staatlicher Altershilfe in diesem langen Zeitraum, der sie auch besondere Relevanz für die Gegenwart zuschreibt. Denn eine solche Analyse erlaubt nicht nur „die historischen Formen von sozialer Unterstützung und Schutz“ im Alter zu erfassen, wie die Autorin schreibt, sondern ist auch „wertvoll für die Reflexion der bestehenden Beziehungen zwischen familiärer und gesellschaftlicher Solidarität in einer Zeit wie der unseren, in der die Formen des kollektiven Schutzes häufig unter dem Druck einer ‚allgegenwärtigen Prekarität‘ (Pierre Bourdieu) bedroht sind und häufig zerschlagen werden.“

Pat Thanes Beitrag führt in das 20. Jahrhundert, und damit in eine Ära, in der das Altwerden erstmals in der Geschichte selbstverständlich wurde. Das gilt vor allem für die nordamerikanischen und die im Zentrum ihrer Analyse stehenden westeuropäischen Staaten, die über ein hohes Gesamteinkommen verfüg(t)en und bis heute zu den reichsten Regionen der Welt zählen. Besonders hier kam es, nachdem die meisten dieser Staaten ab dem Ende des 19. Jahrhunderts sukzessive verschiedene Formen staatlicher Alterspensionen eingeführt hatten, ab der Mitte des 20. Jahrhunderts zur Verallgemeinerung dieser Ansprüche; sie trafen auf das Novum, dass die überwältigende Mehrheit jeder Alterskohorte (und innerhalb dieser mehrheitlich Frauen) ab jener Zeit tatsächlich auch alt wurde(n) – was immer das bedeuten mochte. Denn auch Thane weist unmissverständlich nicht nur auf die relative Variabilität der „offiziellen“, seitens des Staates beziehungsweise der staatlichen Pensionssysteme fixierten Definitionen von Alter hin, die in Europa zwischen 60 und 70 Jahren schwanken, sondern auch darauf, dass solche Definitionen und die medial vermittelten Stereotypen zum Alter den vielfältigen Erfahrungen und Selbstbildern der alten Frauen entgegen laufen. Im zweiten Teil ihres Beitrages belegt sie anhand von Selbstzeugnissen eindrucksvoll deren Widerständigkeit gegenüber solchen Zuschreibungen, was durchaus eine Kontinuität zu früheren Jahrhunderten darstellt. Als weitere Kontinuitäten betont Thane das auch im 20. Jahrhundert zu konstatierende höhere Risiko für Frauen, von Altersarmut betroffen zu werden, sowie die ungeachtet mancher Angleichungen unterschiedlichen Erfahrungen von Frauen und Männern beim Eintritt in das „Pensionsalter“. Ihr Beitrag verbindet so statistische Befunde mit subjektiven Dimensionen des Alter(n)s.

Als Ort für die subjektive Dimension des Altwerdens und Altseins bot sich auch die Rubrik „Im Gespräch“ an. Wir baten die Historikerin Gerda Lerner, die 2005 ihren 85. Geburtstag feierte, aus ihrer eigenen Erfahrung heraus mit uns über Alter(n) zu reflektieren. Daraus entstand – unter dem Titel „Das Alter ist ein Tanz auf unebener Erde“ – ein facettenreiches Dokument, das neben ganz persönlichen Eindrücken auch gesellschaftspolitische und philosophische Überlegungen enthält.

Unter „Aktuelles und Kommentare“ werden weitere Dimensionen des Alter(n)s präsentiert. Die Historikerin und Literaturwissenschaftlerin Barbara Asen greift in ihrer Skizze zu „Alter, Geschlecht und Identität im feministischen Kabarett“ künstlerisch-kreative Auseinandersetzungen mit dem Thema auf und deutet sie als Strategie, symbolische Ordnungen und soziokulturelle Bedeutungen im Zusammenhang mit Alter(n) und Weiblichkeit zu verändern. Wie solche Umdeutungen funktionieren, arbeitet die Autorin am konkreten Beispiel der Texte der Kabarettistin Marie-Thérés Escribano heraus und kann für das feministische Kabarett der 1970er und 1980er-Jahre in Deutschland und Österreich folgendermaßen resümieren: Die Gesellschaft wird von der Peripherie her aufgerollt, gezeigt werden aber nicht Außenseiterinnen, sondern „machtvolle Menschen in Randpositionen“ – als Entwürfe emanzipatorischer Identitäten und Gegen-Entwürfe zu den Konstrukten der ‚alten Frau‘ in androzentrischen Diskursen.

Unter dem Titel „Wenn Männer altern“ stellt der Medizinhistoriker Hans-Georg Hofer sein Habilitationsvorhaben vor, in dem es um die seit den späten 1990er Jahren nicht nur unter Endokrinologen erneut debattierten „männlichen Wechseljahre“ geht. Er fragt, warum heute in der Medizin so vehement versucht wird, „Wechseljahre“ des Mannes als objektive Tatsache zu konstruieren – wodurch umgekehrt zahlreiche Kritiker auf den Plan gerufen werden, die ein solches Phänomen bei alternden Männern ebenso vehement in Abrede stellen. Hofer interessiert sich für diese Kontroverse aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive und macht, neben ihrer Variabilität und Kontextualität, auch ihre Historizität deutlich; so verweist er unter anderem darauf, dass die Diskussion um ein *Climacterium virile* seit der Antike immer wieder aufkam.

Das Postdoc-Kolleg „Alter-Geschlecht-Gesellschaft“ am *Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterstudien (IZFG)* der Universität Greifswald wird von Heike Hartung vorgestellt. Sie fasst in ihrem Bericht die Initiativen – Ringvorlesungen, Workshops, Tagungen etc. – zusammen, die seit der Initiierung dieses Kollegs im Jahr 2001 durchgeführt wurden, in Zusammenarbeit von Wissenschaftlerinnen aus unterschiedlichsten Disziplinen, die in ihren Forschungen gesellschaftliche, kulturelle und historische Aspekte des Alter(n)s bearbeiten. In diesem Kontext ist auch 2005 der Sammelband „Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s“ erschienen, der von Susanne Formanek rezensiert wird. Eine Reihe weiterer Rezensionen liefert darüber hinaus Material zur Vielfalt von Praktiken und Diskursen des Alters.

Im „L'Homme Extra“ setzt sich die italienische Historikerin Giulia Calvi mit Mutterschaft auseinander – also mit einem der wirkmächtigsten Konstrukte beziehungsweise einer der zentralen Erfahrungen, die weibliche Lebenszusammenhänge prägten und prägen. Entgegen zu Forschungstraditionen, die sich bis in jüngste Zeit auf demographische Aspekte von Schwangerschaft, Geburt und Stillen oder auf Diskurse zu Mutterschaft konzentrierten, fordert Calvi eine Perspektive ein, die bislang – erstaunlicherweise – weitgehend ausgeblendet blieb: Sie plädiert für den Fokus auf die vielfältigen Erfahrungen von Müttern in unterschiedlichen historischen Kontexten, verbunden mit der Frage, welche Möglichkeiten des Selbstverständnisses, der Repräsentation und der Selbstermächtigung sich für Frauen eröffneten und welches Spannungsverhältnis zum gesellschaftlichen Normensystem sich daraus ergab. Für ihr eigenes zeitliches Untersuchungsfeld, das Europa der Frühen Neuzeit, konkretisiert am Großherzogtum Toskana, sah sich Calvi mit einer äußerst fragmentarischen Quellenlage konfrontiert. Selbst familiäre Aufzeichnungen, die von Ehemännern und erstgeborenen Söhnen verfasst wurden, dokumentieren nur das, was im Interesse eines patrilinearen Familiengedächtnisses lag. Sichtbar wurde die weibliche Perspektive jedoch, wenn Mütter zu Witwen wurden und damit gesetzlich ermächtigt waren, im Interesse ihrer Kinder zu handeln und zu schreiben – etwa wenn sie sich bei Konflikten um die Vormundschaft und das Erbe an öffentliche Institutionen wandten, um ihre eigene Position gegenüber der Verwandtschaft ihres verstorbenen Ehemannes zu stärken. Das ließ einen Quellenbestand entstehen,

den Calvi in ihrem Beitrag „Cruel‘ and ‚Nurturing‘ Mothers. The Construction of Motherhood in Tuscany (1500–1800)“ im Sinne einer „New Legal History“ – die von Michel Foucault inspirierte Analysen mit den Erkenntnispotentialen der Mikro- und der Geschlechtergeschichte verbindet – auch auf affektive Dimensionen von Mutterschaft hin auslotet.

Den Leserinnen und Lesern wünschen wir eine anregende Lektüre und der feministischen Alter(n)s-Forschung viele weiteren Studien über die erste Konjunktur hinaus.

*Ingrid Bauer und Christa Hämmerle*

